

*Christiane Schmerl, Drogenabhängigkeit. Kritische Analyse psychologischer und soziologischer Erklärungsansätze. Opladen (Westdeutscher Verlag) 1984, VIII + 202 S., DM 27,80*

Wenn sie an den einschlägigen Ecken vorübergehen, kann man es an ihrer Miene und an ihrem Blick erkennen: sie haben wieder eine „Drogenpersönlichkeit“ gesehen. Genaugenommen haben sie ja nur eine Gruppe von jungen Leuten gesehen, die ziemlich anders aussehen und sich benehmen als üblich. Aber man weiß es eben aus der Presse, und auch die Wissenschaft hat es längst erwiesen, daß es sich hier um abnorme Persönlichkeiten handelt. Und die so denken, sind ja noch die aufgeklärteren unter den Passanten – jene, denen mehr einfällt als „Arbeitslager“ oder „Rübe ab!“ Und wie sich unser Passant freut, daß er nicht ist wie „die da“ auf der anderen Straßenseite, so hegen die anderen das geliebte Sorgenkind auf ihre Weise: die Helfer helfen, die Therapeuten helfen auch, die Straforgane strafen – um zu helfen, die Politiker demonstrieren ihren Beitrag

zur Hilfe, und die Wissenschaftler erforschen, was das Wesen der „Drogenpersönlichkeit“ ausmache und wie ihr effektiv geholfen werden könne.

Vor allem um diese Wissenschaftler und ihre Produkte geht es Christiane Schmerl. Sie sieht in der gegenwärtigen Stabilisierung des Heroingebrauchs eine gewisse Chance, das Drogenproblem zu entdramatisieren und die gegenwärtige Situation kritisch zu überdenken. In ihrer Analyse möchte sie insbesondere folgenden Fragen nachgehen: Welche Erklärungsmodelle gibt es für epidemischen Drogenkonsum? Wie angemessen sind sie ihrem Gegenstand? Welche praktischen Konsequenzen ergeben sich aus ihnen? Bevor sich die Verfasserin diesen Fragen zuwendet, gibt sie einen kurzen Überblick über den aktuellen Wissensstand hinsichtlich der wichtigsten Drogengruppen und ihrer Wirkung. Sie führt eine Unterscheidung ein zwischen einem „endemischen“ (wohl von griech. einheimisch), also gesellschaftlich akzeptierten und ritualisiertem Drogengebrauch und einem „epidemischen“ (von griech. als Fremder sich aufhaltend, aber auch: einheimisch), also sich sprunghaft ausbreitenden Drogengebrauch, der Unsicherheit mit sich bringt. Und sie ruft aus der europäischen Geschichte des Drogengebrauchs in Erinnerung, daß ein epidemischer Gebrauch von Drogen in der Regel in einen endemischen überging – so beim Branntwein im 15. und 16. Jahrhundert, bei Tabak und Kaffee im 15. und 17. Jahrhundert, bei Gin in England im 18. und Alkohol in Deutschland im 19. Jahrhundert, daß aber auch ein endemischer Gebrauch plötzlich wieder epidemisch werden könne – wie etwa der Opiatgebrauch im 19. Jahrhundert und heute. Sie betont, daß das Aufkommen neuer Drogenwellen *immer* mit der Erschließung neuer Gelegenheiten zu Handel und Gewinn verbunden gewesen sei, und daß prohibitive Maßnahmen sich noch *niemals* als wirklich wirksam erwiesen, dagegen die sozialen Folgen oftmals verschlimmert hätten.

Ausführlich analysiert die Verfasserin sodann die persönlichkeitsorientierten Ansätze zur Erklärung von Drogenabhängigkeit. Dabei zeigt sich, daß die unterstellte Suchtdisposition in psychiatrischen Theorien vornehmlich auf Anlageschäden zurückgeführt wird, in psychoanalytischen Theorien auf traumatische und nicht verarbeitete Erlebnisse in früher Kindheit und in der klinischen und Persönlichkeitspsychologie auf Persönlichkeitsstörungen. Alle diese Ansätze haben offenkundig schwerwiegende methodische und theoretische Mängel: Sie übersehen die Verschiedenartigkeit der einzelnen Drogen; sie gehen ganz überwiegend und einseitig von männlichen, offiziell erfaßten Drogenkonsumenten aus; sie verengen die programmatische Erklärungs-Triade „Person, Droge, Gesellschaft“ durchgängig auf die Dimension der Persönlichkeit und landen deshalb tautologisch bei einer „pathologischen Persönlichkeitsstruktur“ als Ursache und Erklärung von Drogenkonsum und -abhängig-

keit. Entsprechende Schwierigkeiten macht es ihnen denn auch zu erklären, wie und wann es zu einem epidemischen Anstieg des Drogengebrauchs kommt und warum die einen „Problemkinder“ Drogen nehmen, die anderen aber nicht. Sozialisationstheoretische Ansätze haben diesen gegenüber zwar den Vorzug, die Perspektive um den sozialen Kontext erweitert zu haben; ihre Annahmen über die persönlichkeitsprägende Wirkung des „Milieus“ sind aber meist so statisch und deterministisch, daß auch hier nur programmierte Fälle herauskommen können.

Mit diesen kritischen Einwänden korrespondieren die Ergebnisse einer eigenen kleinen empirischen Untersuchung, in welcher die Verfasserin nicht hospitalisierte jugendliche Heroingebräucher mit nicht abhängigen Jugendlichen aus dem gleichen Milieu vergleicht: Keine der „klassischen“ Persönlichkeitsabweichungen war verlässlich feststellbar; ebensowenig sind die üblicherweise genannten biographischen Merkmale wirklich drogenspezifisch; wohl aber gibt es eine Vielzahl differierender Variablen zum Zeitpunkt der Befragung (z. B. zu den gesellschaftlichen Perspektiven, zum wichtigsten Lebensinhalt oder in den Zukunftsvorstellungen), die aber eine *Folge*, nicht die Voraussetzung des Drogengebrauchs und seiner gesellschaftlichen Sanktionierung darstellen.

An dieser Stelle muß die Frage nach anderen Erklärungsansätzen aufkommen, die diese Befunde besser verständlich machen können. Christiane Schmerl verweist hier auf prozeß- und interaktionstheoretische Ansätze aus der Lern- und Sozialpsychologie und aus der Soziologie. Das Angebot von Drogen vorausgesetzt, erklärt sich eine „Drogenkarriere“ dann viel plausibler aus negativen Verstärkungen und Zuschreibungen, aus Verinnerlichungen und aus dem Modellernen im Kontext von Subkulturen, also aus den Regeln normaler sozialer Interaktion.

Aber ebenso gut läßt sich auf diese Weise ein Phänomen erklären, das in der bundesdeutschen Diskussion bisher kaum beachtet wurde, obwohl in den USA einschlägige Untersuchungen schon in den 60er Jahren (vor allem von C. Winick, 1962 ff.) durchgeführt wurden, und das die Verfasserin zu Recht in seiner Bedeutung hervorhebt: das „maturing out“ oder „Herauswachsen“, die Tatsache also, daß der Konsum harter Drogen in aller Regel auf acht bis neun Jahre begrenzt ist. Dann hören die Leute auf, übigens aus recht verschiedenen Gründen, wie die Gespräche zeigen, die die Verfasserin mit ehemaligen Opiatkonsumenten geführt hat. Sie hören freiwillig auf, ohne Druck, ohne Therapie – „Spontanheiler“, wie sie die Drogenwissenschaft, der sie gar nicht in den Kram passen, ziemlich verlegen nennt.

Wenn sich die Suche nach der Drogenpersönlichkeit als unergiebig erwiesen hat, wenn die seit zehn Jahren geübte Drogen-Politik in

Reichweite und Erfolg eher kläglich ausfällt, und wenn die soziale Existenzform des Junkie nicht eine Folge der Droge, sondern der hilflosen Kriminalisierung ihres Konsums ist, dann ist ein Perspektivenwandel in der Drogendiskussion und -politik ebenso unabweisbar wie überfällig – nämlich weg von der verkehrten Konsumenten- und Behandlungszentriertheit und hin zu einer Entkriminalisierung von Cannabis- und Heroinbesitz und einer Versorgung der Abhängigen mit preiswertem und nicht verunreinigtem Heroin, um auf diese Weise eine soziale Stabilisierung einzuleiten. Das klingt für die Mehrzahl der hiesigen Ohren noch immer ziemlich exotisch und sensationell, ist es aber gar nicht, wenn man auf die Erfahrungen anderer Länder schaut: Großbritannien ist mit der kontrollierten Abgabe von Heroin und Methadon durch Ärzte nicht schlecht gefahren, ebensowenig wie die USA mit kontrollierten und begleiteten Methadon-Programmen. Die Autorin ist da nicht blauäugig: sie gaukelt keinen Königsweg vor, tritt aber energisch ein für praktische Schritte in Richtung auf einen „Multi-Modal“-Ansatz, der Verschreibung, Beratung und therapeutische Hilfen in geeigneter Weise verbindet.

Ist dieses Buch in der Flut der Drogenliteratur nun so wichtig, daß die Lektüre lohnt? Ja, sie lohnt sich, und zwar für verschiedene Lesergruppen. Für die einen, weil sie hier einen materialreichen und klaren Überblick über die einschlägigen Ansätze zur Erklärung von Drogenkonsum und -abhängigkeit erhalten. Für sie und für andere lohnt sie sich, weil diese Ansätze einer kritischen Analyse unterzogen werden, in der sichtbar wird, was sie leisten und was nicht, und welche Funktion der Theorie von der „Drogenpersönlichkeit“ zukommt: Sie ist eine hervorragende Rechtfertigung – und zwar interessanterweise sowohl derjenigen, die sagen, man könne da ohnehin nicht viel machen, wie auch derjenigen, die den großen Aufwand der Drogenpolitik zu rechtfertigen haben, vor allem aber derjenigen, die die Verantwortung, wenn die Drogenpolitik nicht die erwünschten Resultate zeitigt, erleichtert an die Drogengebraucher weiterschieben können. Es ist ein Buch, das in der wissenschaftlichen Diskussion dazu beitragen könnte, die Suche nach der „Drogenpersönlichkeit“ endlich aufzugeben und sich von persönlichkeitszentrierten Theorieansätzen abzuwenden zugunsten der Analyse normaler Interaktionen und Prozesse, die hier zum Tragen kommen. Es könnte in der Praxis der Drogenpolitik jene unterstützen, die die bisherige Bekämpfung ausgewählter Drogenkonsumenten nicht mehr so recht für das Gelbe vom Ei halten, und es könnte schließlich auch dazu beitragen, daß wir das nächste Mal an der besagten Ecke nicht mehr so selbstverständlich denken: „Aha, die Drogenpersönlichkeit“ oder „Oh, dieses Teufelszeug!“, sondern: „Das also sind die Resultate unserer Drogenpolitik.“ Wäre das nicht allerhand?

Christian Marzahn, Bremen